



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Litteratur

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

eine so schöne Gelegenheit nicht entgehen lassen. Personen aber, denen die Börse Gymnasium, Universität und Gesellschaft ist, können doch glauben, guter Ton sei der, in dem erhitzte Tobber in schwierigen Augenblicken mit einander zu verkehren lieben. Und muß es endlich nicht solche Wiedermänner kränken, daß auch jetzt, wo der Abscheuliche, der die Bamberger und Richter nicht hat aus Staatsruder kommen lassen, zurückgetreten ist, in der weiten Welt niemand an die Staatsmänner der freisinnigen Fraktion denkt? Muß das Blut der Gesinnungsstruppigen nicht in Wallung geraten, wenn überall, wo eine Zeitung gedruckt wird, wahre Hymnen auf den ersten Kanzler des deutschen Reiches erscheinen, und nichts als Hymnen? Da galt es zu zeigen, „daß Niedertracht auf Erden noch nicht ausgestorben“ sei. Und das ist vollständig gelungen. Wir bedauern nur das eine, daß die Zeitungs- expeditionen und die Postämter nicht die Gewohnheit haben, die Pränumeranden- listen zu veröffentlichen; wie interessant wäre es, zu erfahren, welches Publikum an solchen Leistungen Gefallen findet!



Litteratur

Hans Ulrich Freiherr von Schaffgotsch. Ein Lebensbild aus der Zeit des dreißig- jährigen Krieges von G. Krebs. Breslau, W. G. Korn, 1890

Der Lebenslauf eines in schwankender Zeit schwankend gesinnten. Unter der berühmten Erklärung der wallensteinschen Offiziere in Pilsen vom 12. Januar 1634, deren Schlußsätze und Unterschriften diesem Buche in einer Lichtdruckkopie beigegeben sind, steht als Dritter zwischen Slow und Ottavio Piccolomini Hans Ulrich Schaffgotsch; und da von so vielen Unterzeichnern gerade er diese Unterschrift mit dem Leben büßen mußte, könnte man glauben, er habe zu den Vertrautesten des Friedländerz gehört. Doch legt diese Schrift in überzeugender Weise dar, daß seine eigentliche Schuld nur Charakterschwäche war. Der durch Abstammung und Besitz in Schlesien einflußreiche Protestant nahm Dienste in dem Heere des Kaisers, der die Ausrottung der Keterei im deutschen Reiche als seine Herrscherpflicht betrachtete; wohl eben als Schlesier mochte er für Waldstein von höherm Werte sein, als durch seine, wie es scheint, nicht sehr hervorragenden militärischen Eigenschaften, und eben deshalb werden die dem Wiener Hofe ergebenen Generale ihn mißtrauisch beobachtet haben — wer die böhmische Krone gewann, hatte auf Schlesien Anspruch. Über Waldsteins Absichten mußte Schaffgotsch durch den Aufenthalt in Pilsen aufgeklärt werden, allein er wollte nicht klar sehen, um freie Entschließung zu behalten, auf welche Seite er sich je nach den Aussichten schlagen solle; er nahm eine Abschrift der Pilsener Erklärung mit zurück nach Schlesien, um sie seinen Offizieren zur Unterzeichnung vorzulegen, zögerte hiermit, bis der rechte Zeitpunkt verfäunt war, und rückte mit dem Schriftstück heraus, als in Eger bereits die Entscheidung gefallen war u. s. w. Auch unglückliche Zufälle kamen hinzu, um ihn scheinbar

zu belasten. Daß er nicht gewahr geworden ist, daß er mitten in dem „letzten Kampfe des absterbenden deutschen Landsknechtstums mit dem aufstrebenden Absolutismus“ stand, kann ihm wohl nicht ernstlich zum Vorwurf gemacht werden, denn wie viele seiner Zeitgenossen waren sich dieses geschichtlichen Prozesses bewußt?

Gewinnt uns Schaffgotsch persönlich kein lebhafteres Interesse ab, so giebt sein Leben doch ein sehr charakteristisches Bild aus der merkwürdigen Zeit, und der Verfasser verdient daher Dank für seine sorgfältige Arbeit und den Abdruck der vielfach lesenswerten Prozeßakten. In der von Schaffgotsch verfaßten Verteidigungsschrift ist unter Punkt 7 der komische Druck- oder Schreibfehler „in rührender Zeit“ (statt „in wäherender Zeit,“ als man uns) nicht nur unberichtigt geblieben, sondern auch in die historische Darstellung (S. 54) übergegangen.

Briefwechsel zwischen Rauch und Nietschel. Herausgegeben von Karl Eggers. Erster Band. Berlin, F. Fontane

Der Herausgeber dieser Briefe, ein Bruder des früh verstorbenen Kunstgelehrten und Dichters Friedrich Eggers, hat sich in der kunstgeschichtlichen Litteratur namentlich durch eine vierbändige, von seinem Bruder begonnene, aber in ihrem größten Teile von ihm selbst herrührende Lebensbeschreibung Rauchs bekannt gemacht. Bei ihrer Abfassung hat ihm ein sehr reiches handschriftliches Material zu Gebote gestanden, zu dem auch der Briefwechsel zwischen Rauch und seinem größten Schüler gehört hat. Doch konnte dieser in der Biographie Rauchs nur zum kleinen Teile ausgebeutet werden. Er ist aber so inhaltsreich und nicht bloß für die Charakteristik, die Beurteilung und das Schaffen der beiden Brieffschreiber von großer Bedeutung, sondern auch für die Kenntnis der deutschen Kunst- und Kulturentwicklung in den dreißiger, vierziger und fünfziger Jahren so wertvoll, daß eine vollständige, auf zwei Bände bemessene Herausgabe des Briefwechsels wohl berechtigt ist, auch in Anbetracht des äußern Umstandes, daß ein achtundzwanzig Jahre lang ununterbrochen fortgesetzter Briefwechsel zwischen zwei geistig und künstlerisch hervorragenden Personen in der bis jetzt gedruckten deutschen Brief- und Memoirenlitteratur einzig ist. Es geht in den Berliner Künstlerwerkstätten noch heute die Überlieferung umher, daß Rauch im Verhältnis zu seinen Schülern nicht immer der große Mann gewesen sei, als den ihn die Nachwelt preist, daß Neid und Eifersucht ihm nicht fremd gewesen seien, und daß er, so lange er Macht und Einfluß besaß — und das war bis zu seinem Tode der Fall —, niemand neben sich habe aufkommen lassen. Wenn an diesem Gerüchte wirklich etwas Wahres ist und Rauch ebenfalls an den Schwächen litt, von denen kein Haupt einer großen Künstlersehule ganz frei gewesen ist, so findet sich wenigstens in seinen Tagebüchern und Briefen kein Beweis dafür, und sein Verhältnis zu Nietschel im besondern war von Anfang bis zu Ende durchaus väterlich und herzlich und bis zuletzt durch keinen Hauch des Mißtrauens und der Eifersucht getrübt, wobei freilich nicht außer Acht zu lassen ist, daß Nietschel schon frühzeitig in Dresden seinen Wirkungskreis fand und daher schwerlich in die Lage kommen konnte, Rauchs Kreise zu stören. Vielleicht hat aber gerade dieser Umstand dazu beigetragen, daß sich beide Künstler in ihren Briefen einander ohne Rückhalt, ohne Berechnung gaben, und deshalb sind diese Schriftstücke von großem psychologischen Interesse, ja auch in vielen Punkten von urkundlichem Werte. Wenn der für diesen Sommer angekündigte zweite Band vorliegen wird — der erste umfaßt die Zeit vom November 1829 bis zum November 1840 (162 Briefe) —, wird sich ein Anlaß bieten, aus der Fülle einzelner

Mitteilungen ein abgerundetes Bild zu gestalten. Für jetzt wollen wir uns begnügen, zwei Proben herauszugreifen.

Man klagt heute bitter über das hastige, ruheloſe Treiben unsrer aufregungsſüchtigen Zeit, in der ſich niemand mehr die rechte Sammlung, die Einkehr in ſich ſelbſt gönnen könne, und beruft ſich auf den ruhigen Genuß von Kunſt und Leben zu der Zeit, wo „der Großvater die Großmutter nahm.“ In einem Briefe vom 18. Februar 1837 äußert Rauch ſeinen Unmut darüber, daß die Akademie ſich mit der Abſicht trage, „künftig jedes Jahr eine Kunſtausſtellung“ zu veranſtalten. Dabei wird nach Rauchs Anſicht „die Kunſt als ſolche nicht gewinnen, aber alles will ſchneller von der Stelle, ſo auch dieſe Partie der Schaukuſt darf man nicht warten laſſen. Immer vorwärts, leider fürchte ich aber, abwärts führt uns dies Treiben.“ Damals iſt von der Ausfühung dieſes Planes noch Abſtand genommen worden, und der „Zeitgeiſt“ hat ſich noch vierzig Jahre beruhigen laſſen, ehe er die Jahresausſtellungen durchſetzte, die dafür ſogleich in vier oder fünf verſchiednen Geſtalten als lokale und provinzielle, als nationale, internationale, hiſtoriſche u. a. m. aufgetreten ſind.

Rauch iſt in allen Zeitabſchnitten ſeines Lebens ein nüchternen und unbefangenen Beurteiler der Dinge um ihn herum geweſen, der vielleicht allein nicht „romantiſch“ war, als alle Welt in Romantik ſchwelgte. So hat er auch den viel und weit über Gebühr als Opferthat geprieſenen Selbſtmord der Charlotte Stieglitz von der richtigen Seite angeſehen. „Sie kannten — ſchreibt er an Nietſchel am 1. Januar 1835 — die hübsche Frau meines Landſmannes, des Doktors Stieglitz, Verfaſſers artiger Poesien. Sie merkten auch wohl mit uns dieſe Art poetiſchen Weſens im gemeinen Leben? Er verließ die Stelle im Joachimsthaliſchen Gymnaſium, verließ auch jetzt die Stelle als königlicher Bibliothekar, um ganz der Dichtung ſeine Zeit widmen zu können. Beide liebten ſich, aber ſie quälten ſich auch beide gegenseitig, da keine irdiſche Beſchäftigung, keine häuſliche Not von der Beſchäftigung mit ihrem Ich ſie abzog. Wohin hat dies geführt? Oh Verirrung, oh Unglück! Zum ärgſten, was der Menſch gegen ſich und ſeine Beſtimmung unternehmen kann, zum Selbſtmorde . . . ſie nimmt den tragiſchen Dolch von der Wand, deſſen geſchichtliche Wirkung man oft bewundert, darüber wenigſtens Worte gemacht hatte, und ſtößt ihn ſich . . . ins Herz.“ Es iſt möglich, daß zu dieſem rein theatraлиſchen Motiv noch ein andres hinzugekommen iſt. Wenn man die kürzlich von E. Pierson veröffentlichten Briefe Th. Mundts an Guſtav Kühne nicht für eitel Prahlerei halten will, wozu es freilich nicht an Unhaltepunkten fehlt, ſcheint auch ein platonisches Verhältnis zu Mundt den Sinn der Frau Stieglitz vollends verwirrt zu haben.



Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig